



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

G., J.: Minister Bosse : (Schluß)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Landung in England freilich keine leere Drohung mehr.“ So liegt die Sache. Ein geistreicher französischer Schriftsteller hat schon vor Jahren unsern Kaiser den Colbert der deutschen Flotte genannt; auch Cuverville erkennt an, daß die deutsche Seepolitik planvoll und sicher geführt wird. Wo ist aber nun der Franzose, der soviel Gewalt über die Herzen seiner Landsleute hätte, daß er eine von ihm und von vielen ausgezeichneten Franzosen als dem eignen Vaterland erspriesslich und nützlich anerkannte Seepolitik zu führen imstande wäre? Wer vermag die warmblütigen Patrioten Frankreichs zu ihrem eignen Besten mit fester Hand zu zügeln und den ungestümen Thatendrang des ritterlichen Franzosentums auf ein fernes, nur durch zähe Arbeit, Geduld und durch das Aufgeben aller Träumereien erreichbares Ziel zu richten? Männer machen die Geschichte, sagt Treitschke; aber Ludwig XIV. hörte weder auf Leibniz, noch unterstützte er seinen Colbert genügend — und Napoleon hatte Unglück zur See, seine besten Admirale starben ihm zu früh, und die, die er dann zu den wichtigsten Posten aussuchte, versagten ihm den Erfolg trotz guter Vorbereitung. Das heutige Frankreich, alle Ehrfurcht vor seinen geistigen, auch schöpferischen Größen, ist arm an großen Führern, wie Colbert einer hätte sein können, wie Napoleon einer war, freilich nicht zum Segen seines Landes, weil er der Engländer nicht Herr werden konnte. Heutzutage fehlt der seekundige Colbert in Frankreich, doch wir haben einen, den man in Frankreich warm verehrt. Nun gut, Herr de Cuverville, lesen Sie unsern Schiller:

Zimmer strebe zum Ganzen. Und kannst du selber kein Ganzes  
Werden, als dienendes Glied schließ an ein Ganzes dich an!

Man sollte doch meinen, daß Moltke die Zeit richtig geschätzt hätte, daß Deutschland dreißig Jahre Gewehr bei Fuß stehn müsse, ehe mit dem liebenswürdigen und auch liebenswerten Nachbarn ein gutes Einvernehmen denkbar wäre. Aber, du lieber Himmel, er scheint die Rechnung ohne die unglückliche Viktor Hugo-Natur gemacht zu haben: hie haeret aqua!

(Schluß folgt)



## Minister Boffe

(Schluß)\*



In den letzten der im vorigen Heft mitgeteilten Briefstellen sehen wir schon den finstern Gast vor der Thür stehn, der das letzte Lebensjahr des nie verzagenden Mannes verbitterte. Er schleicht sich zu ihm hinein und packt ihn immer schärfer am Leben; aber sobald der Leidende nur einen freien Augenblick hat und wieder aufatmen kann, ist er auch wieder voll Hoffnung, Thatkraft und Schaffens-

\*) Auf Seite 3, Z. 12 v. o. in Heft 14 ist nach den Worten: „Im Spätsommer“ zu ergänzen: des nächsten Jahres.

freude, und immer voll Teilnahme für andre, zu raten, zu helfen, mitzuforgen und sich mitzufreuen bereit.

In den Grenzboten war inzwischen das Stück vom „wunderlichen Freunde“ erschienen, das sich mit der Lex Heinze beschäftigte. Darauf bezieht sich der folgende Briefauschnitt:

10. Mai 1900

Es bleibt mir nichts übrig, als Sie um Geduld mit meinem Schreiben zu bitten. Seit vierzehn Tagen bin ich in Folge einer immer deutlicher aufgetretenen Gallenaffektion hundeehend, und obwohl ich, zahm wie ein gefangener Laubfrosch, buchstäblich nichts als Wassertsuppen genieße, wollen die Schmerzen, obschon etwas gelinder geworden, noch immer nicht ganz weichen. Vor dem Fenster grünt und blüht nun der wirkliche, berückende Frühling, und ich muß Geduld lernen und mich auf kleine Geshverjuche beschränken, für die ich ja auch dankbar bin, die aber die Sehnsucht nach voller Freiheit nur verstärken. Aufwärts scheint es ja zu gehn, aber sehr langsam.

Verzeihen Sie die viel zu lange Klage. Das ist sonst nicht meine Art und soll nur meine verzögerte Antwort auf Ihren liebenswürdigen Brief vom 26. April ein wenig entschuldigen. Haben Sie vielen Dank für den Separatabdruck des Wunderlichen, quoad Lex Heinze.

Mir hat das Gellertdenkmal in Leipzig immer recht gut gefallen. Ich wußte nicht, von wem es war, und weder Knaur's noch Sproffes Name waren mir bekannt. Da ich kein gebornes Kind der guten Stadt Engemanns bin, so werden Sie mir das hoffentlich nicht allzu übel nehmen. Aber man muß ja doch auch zulernen. Der Übergang von den beiden zur Moderne ist außerordentlich hübsch und geschickt, und was Sie von dieser und der Masse, von dem Kleinen und Gemeinen, von den Philistern und dem Plakatstil sagen, ist mir natürlich ganz aus dem Herzen geschrieben. Und daß Sie damit so unvermerkt und natürlich, ohne Mache und Tendenz auf die Lex Heinze kommen, ist ausgezeichnet.

Die ersten blau angestrichenen Einwendungen gegen das Gesetz sind ja etwas stark aufgetragen, aber sie entsprechen ganz der Redeweise der sogenannten künstlerischen Presse. Aber mit der Verteidigung des Entwurfs (oder besser vernünftigen staatlichen Einschreitens) auf Seite 213 und 214 bin ich ganz einverstanden. Ja, die Philippika des Wunderlichen als Verteidigers des Entwurfs gegen die Hofenanzieher und religiösen Philister ist ein wahrer Segen. Und ebenso das Frontmachen gegen die gemeinen modernen Romane. Ich kenne zwar weder die von Tobote, noch die von Hermann Bahr und Frank Wedekind, aber ich habe von andern, die nicht einmal für so schlimm gelten, mehr als genug. Man muß ja, wenn man Töchter im Haus hat, jetzt förmlich die Bücher, die ins Haus kommen, auf ihre Anständigkeit prüfen, selbst wenn man die Grenzen recht weit zieht. Goethe einschließlic der Wahlverwandtschaften und des Wilhelm Meister ist bei mir viermal im Hause. Aber man muß sich ja vor unserm Goethe förmlich schämen, wenn man ihn mit jenen Schandromanen unsrer Zeit nur gleichzeitig in den Mund nimmt. Nein, ich finde diese Partie auf Seite 214 ganz vorzüglich. Aber auch der weitere Verlauf ist ganz auf der Höhe. Natürlich bin ich von den auf Seite 215 erhobnen Einwendungen nicht überzeugt. Die Geschichte von Friedrich dem Weisen, die ich für sehr möglich halte, trifft nicht ganz, wie der Wunderliche mit Recht bemerkt; aber es wirkt versöhnend, daß die schwarze Gefahr anerkannt wird. Wenn sie kommt, hilft natürlich keine Lex Heinze. Sehr gut sind die Andeutungen über die Vernachlässigung des künstlerischen Sehenlernens in den Schulen. Ich hoffe, daß unsre Lehrer, höhere und niedere, von dem Hamburger Lichtwark in dieser Beziehung viel lernen werden. In Preußen ist man sehr geneigt, Lichtwark's Winken in dieser Beziehung mehr praktische Folge zu geben.

Jedenfalls seien Sie schön bedankt für den Auffaß. Er ist voll lebendigen

Samenkörnern. Und das ist die Hauptsache. Wer aber ist \*, von dem die blau angestrichenen Stellen herrühren?

Ich habe keine Ahnung von ihm.

In dem folgenden Briefe teilt der Minister mit, daß er zur Kur nach Karlsbad gehn werde, und giebt seine dortige Adresse an, „weil es doch möglich ist, daß Sie mir einmal etwas mitzuteilen haben, etwa ein bestimmtes Thema, über das Sie etwas von mir zu haben wünschen, oder eine Anfrage oder ähnliches. Selbstverständlich soll das kein Wink mit dem Zaunpfahl sein. Aber es ist doch nützlich zu wissen, wo man einander zu suchen hat.“ Und er fährt dann fort:

20. Mai 1900

Seit vier Wochen krank — die Galle ist mir buchstäblich ein wenig übergelaufen —, habe ich nichts vernünftiges arbeiten können und deshalb Ihnen auch nicht geschrieben. Inzwischen ist wenigstens der Anfang einer Wendung zum Bessern insoweit eingetreten, daß ich hoffe, am Sonnabend 26. d. M. nach Karlsbad gehn zu können. . . .

Wäre ich gesund gewesen, so hätte ich Ihnen in diesen Tagen etwas über den Streik der Angestellten und Arbeiter der Berliner Straßenbahnen geschrieben, eine seltsame und — wenn nicht alles täuscht — bedeutsame Bewegung. Die Rutscher und Schaffner der hiesigen Straßenbahnen machten — fast ohne Ausnahme — einen sehr soliden, verständigen, guten Eindruck, und das Publikum steht überwiegend auf Seite der Streikenden. Die Direktion ist ihnen auch weit entgegengekommen, aber anscheinend zu spät, vielleicht auch — ich übersehe es noch nicht völlig — nicht weit genug. Nun hat sich die Sozialdemokratie der Sache bemächtigt, und wenn wirklich, wie man hier allgemein annimmt, die Direktion schließlich klein beigeben müßte, so wäre das ein höchst folgenschwerer Sieg der Sozialdemokratie, der sehr üble Konsequenzen haben würde. Morgen wird es sich entscheiden. Vereinzelt fahren heute wieder ein paar Wagen, aber das ganze Berliner Straßenbild hat sich verändert, und eine Rote von Strolchen hat gestern abend immerhin so viel Radau gemacht, daß ein großer Teil des Publikums eingeschüchtert ist und sich fürchtet, die Wagen zu besteigen, nachdem gestern auf einzelne Wagen geschossen und mit Steinen geworfen ist. Heute paßt die Schutzmannschaft besser auf, und heute vormittag fuhren die wenigen Wagen, die im Betriebe waren, ungestört. Natürlich wird das schroffe und freche Auftreten der Sozialdemokraten im Reichstage bei der Obstruktion gegen die Ver Heinze mit dem Streik in Verbindung gebracht, und es ist möglich, daß Herr Singer und Genossen gerade in diesen Tagen ihre Macht und Furchtlosigkeit demonstrativ zu zeigen beflissen sind. Jedenfalls unerfreuliche Vorgänge. Dazu das Gesetz über die Warenhausbesteuerung im Abgeordnetenhaus, ein Schlag ins Wasser, wie  $\beta$  in der letzten Grenzbotennummer ganz richtig ausführt; der sogenannte Mittelstand, dem geholfen werden soll, wird früh genug enttäuscht werden.

Der nächste Brief enthält Folgendes:

22. Mai 1900

Haben Sie schönsten Dank für Ihren frischen, trefflichen Brief. Mir geht es, wenn nicht alles täuscht, langsam besser, und ich hoffe am Sonnabend abreisen zu können. Natürlich über Dresden, da der einzige Tages Schnellzug nicht über Leipzig fährt. Sonst hätte ich mir natürlich erlaubt, Sie aufzusuchen und mich Ihnen vorzustellen. Indessen dafür wird sich hoffentlich noch Gelegenheit finden. Wenn Sie nach Berlin kommen, und ich hier bin, werden Sie mir jederzeit herzlich willkommen sein. Es ist doch ein andres Ding, wenn man sich auch von Angesicht zu Angesicht kennt. Ich betrachte es also als selbstverständlich, daß wir je nach Zeit und Gelegenheit uns aufsuchen, und daß der den Anfang macht, der zuerst an den Wohnort des andern kommt.

Der Brief spricht dann noch von dem Bericht über die Dienstreise in den Orient, den der Minister begonnen hat und in Karlsbad fertig machen will. Dorthin schrieb ich ihm über einen tragikomischen Zwischenfall, zu dem das Gespräch mit dem „Wunderlichen“ in Heft 19 Anlaß gegeben hatte, das, wie aus den im vorigen Heft abgedruckten Briefstellen hervorgeht, ein Beitrag von Bosse war. Keiner von uns hatte sich etwas Böses dabei gedacht, daß die Szene in einen Gesellschaftsabend bei einem Reichsgerichtsrat gelegt war, aber es wurde uns stark übel genommen und ganz persönlich gedeutet, und es gab unliebsame Auseinandersetzungen. Darauf beziehen sich die letzten Worte des folgenden Briefes, den ich als Antwort aus Karlsbad erhielt.

Karlsbad, 19. Juni 1900

... Mir ist es hier die ersten vierzehn Tage vorzüglich ergangen, die dritte Woche dagegen war weniger gut und sehr wechselnd, bald wieder mit Schmerzen, bald ohne solche. Jetzt scheint es sich wieder besser zu machen. Der Doktor vertröftet, wie alle Badeärzte, auf die nachträgliche Wirkung. Eine bloße Verlegenheitsphrase ist ja bei Karlsbad diese nachträgliche Wirkung nicht; aber je besser die Kur schon hier in Karlsbad wirkt, desto besser wirkt sie auch später nach. Also die alte Geschichte: abwarten. ...

Meine „Dienstreife nach dem Orient“ ist fertig. Ich möchte sie nur — dem wunderhübschen Artikel „Lesen, Schreiben und Sprechen“ in Nr. 21 der Grenzboten folgsam — zunächst noch einmal durchlesen. Dann schicke ich sie Ihnen. Sehen Sie zu, ob Sie sie ganz oder teilweise gebrauchen können. Die Schwäche dieser Reise war die Hast und Flüchtigkeit, mit der sie gemacht wurde. ...

Was Sie mir von der — höchst überraschenden — Wirkung des Wunderlichen schreiben, ist wirklich drollig. Auf den Reichsgerichtsrat war ich nur gekommen, weil ich — auch noch von meiner amtlichen Stellung als Staatssekretär des Reichsjustizamts her — von allen Beamten in Leipzig die ehemals in Preußen Richter oder Staatsanwalt gewesenen Reichsgerichtsräte und ihre Verhältnisse am besten kannte. Und daß es Reichsgerichtsräte namens Müller giebt, habe ich nicht geahnt; unser Reichsgerichtsrat konnte ebenso gut Schulze, Meyer oder Peter Meffert heißen. Es ist also alles reines Pech gewesen. Hoffentlich haben Sie keinerlei Anzuträglichkeit weiter davon.

... Wetter, Wald und Berge sind hier wunderschön. Es sind mir ja alte Bekannte, und Alpen sind es nicht. Aber wenn man älter wird, ermäßigen sich die Ansprüche, die man macht, und die Augen öffnen sich für kleine Intimitäten und große Schönheiten, an denen man früher vorübergegangen ist.

Vor allen Dingen wünsche ich Ihnen Gesundheit und Frische, sodaß Sie nicht hierher zu kommen brauchen.

Der nächste Brief ist dann wieder aus Berlin, und mit ihm kam das Manuskript der Orientreise, die in Heft 32 bis 38 der Grenzboten erschienen ist. Dem darauffolgenden Brief entnehme ich das Nachstehende:

9. Juli 1901

Ich bin in Karlsbad förmlich erstaunt gewesen, wie wenig selbst sonst gut belezene Konservative von den Grenzboten wissen. Die meisten halten sie für ein nationalliberales Parteiblatt, und das mag sich ja aus den ein wenig scharf pointierten antiagrarischen Artikeln erklären. Aber die Eigenart der Grenzboten besteht ja doch gerade darin, daß sie kein Parteiblatt sind und bei aller Loyalität doch auch kein Regierungsblatt. Gerade die Konservativen könnten recht viel aus den Grenzboten lernen, und einen Aufsatz wie Haackels Schwanengesang von Carl Zentsch müßten sie in allen ihren Feuilletons und Kirchenzeitungen abdrucken. Überhaupt

interessiert mich der in keine Parteischablone irgend einer Art passende C. F. von jeher aufs höchste, ein Prachtmensch, der sich seine freie Persönlichkeit aus so schweren Lebensführungen herausgerettet, ja ehrlich herausgearbeitet hat. Allerhand kleine Rezerereien und Wunderlichkeiten hat er noch aus seiner katholischen Theologie behalten, aber im Grunde ist er ein ehrlicher, überzeugter, frommer Christ, der seine redlich erkämpfte Religionsphilosophie oder Frömmigkeit, was auf eins hinauskommt, praktisch auslebt. . . .

Auf den Wunderlichen in Italien freue ich mich natürlich unbändig. Aber auch auf das, was er über Stil, Sprachakademie und Orthographie zu sagen hat. Diese letzte ist übrigens auf gutem Wege; es bleibt im wesentlichen bei der Puttkamer-Schreibung, die hoffentlich nun wirklich amtlich wird, wie ich es längst vorbereitet hatte. Merkwürdigerweise ist der alte Hohenlohe gegen jeden Fortschritt auf diesem Gebiete.

Sehr traurig bin ich über China. Merkwürdig ist, daß alle — auch die besonnensten — Deutschen, die in China gewesen sind, ausnahmslos mit Herrn v. Brandt die Antifremdenbewegung unterschätzt, sie für ungefährlich und mit leichter Mühe zu unterdrücken gehalten haben. Nach den neuesten Vorgängen scheint sich diese optimistische Auffassung nicht zu bestätigen. Heute steigt ja die Hoffnung wieder ein wenig, daß außer Herrn v. Ketteler die andern Gesandtschaften, auch das Personal der deutschen noch leben und sich halten. . . . Leider ist den sich als fremdenfreundlich gerierenden chinesischen Bizekönigen nicht zu trauen. Seitdem ich im hiesigen Schlosse das hochnäsige Spitzbubengesicht von Li-Hung-Schang mir aus der nächsten Nähe angesehen habe, traue ich so leicht keinem Chinesen mehr, am wenigsten einem Bizekönig. Die Konsequenzen der ganzen Affaire sind unabsehbar. . . .

Während des Aufenthalts in Karlsbad hatte den Minister die Erkrankung seiner jüngsten Tochter in Sorge gebracht. Er kann jetzt bessere Nachricht geben und schreibt in seinem nächsten Briefe:

17. Juli 1900

. . . Mir geht es auch verhältnismäßig gut, und ich habe für mich — namentlich bei der jetzigen Glut — gar kein Bedürfnis nach irgend einem Hotel oder einer Pension. So gut wie ich es habe, bekomme ich es doch nicht. Aber meine Frau und Töchter werden hinaus müssen, und mir wird eine kräftigere und dünnere, reinere Luft auch nicht schaden. Die schwere, dicke Atmosphäre ist in den Hundstagen die *crux* in Berlin. Sie aber müssen jedenfalls *quam citissime* hinaus: hoch auf die hohen Berge, in die schönste Hochgebirgsluft, in Berg- und Waldschatten. Glückzu zur Reise!

Daß Herr Dr. Groth sich so freundlich über mein Manuskript geäußert hat, ist eine Nachricht, die mir sehr glatt eingegangen ist. Von dieser Art Eitelkeit scheint kein Autor ganz frei zu sein. Es freut uns, wenn ein anderer das, was wir für die Öffentlichkeit geschrieben haben, anerkennt oder gar lobt. Das „auf-fallend gut geschrieben“ lasse ich mir auch gern gefallen. Dies Lob verdanke ich aber den Grenzboten. Denn auf deren Anregung hin prüfe ich jetzt alles für den Druck geschriebene noch einmal mit möglichster Strenge auf Stil und Darstellung und Ausdrück. Der Kultusminister hat damit eigentlich nichts zu thun. Denn es giebt Minister, die geradezu schauerhaft schreiben. . . .

Daß es in konservativen Kreisen auffallen mag, mich als Mitarbeiter der Grenzboten zu sehen, mag ja sein. Das geniert mich aber nicht. Denn ich habe dabei ein gutes Gewissen und fühle mich den Grenzboten verwandt. Ich kann ja nicht alle *ß*-schen Superlative gegen die Agrarier oder, wie es bei mir heißen müßte, den Agrarstaat unterschreiben, denn ich habe eine große Passion für Grund und Boden, stamme aus der Landwirtschaft und interessiere mich für sie, habe auch einige Sorge, daß wir etwas zu gewaltsam in den Kolonial-, Handels- und Industrie-staat hineinsteuern und uns damit in nicht geringe Gefahr begeben, während der

alte Bauernstaat auch gegen sehr schwere Stürme widerstandsfähig ist. Allein das ist meine persönliche Sache, und wenn ich in manchen Dingen ein wenig nachsichtiger über agrarische Bestrebungen denke, als die Grenzboten, so kann ich auch mit der Kreuzzeitung nicht überall mit und bin z. B. mit tiefem Mißtrauen gegen die Lockpfeife der Doppelwährungstendenzen erfüllt. Ich bin ein freier Mann, und das will ich auch sein, jetzt, wo ich nicht mehr Minister bin, erst recht. Habe ich mich doch auch als Minister der bloßen Schablone nicht gefügt. Dieser Kampf gegen Schablone, Pöppel und Schema F macht mir gerade die Grenzboten so lieb und wert. Im Reiche des Geistes, insbesondre auch des heiligen Geistes gilt schlechterdings keine Schablone, keine, auch wenn sie noch so schön, fromm und korrekt wäre. Freilich, es ist nicht bei den Konservativen allein so, bei andern Parteien ist es eher noch schlimmer. Nichts desto weniger ist es unerhört und ganz unmotiviert, daß die Konservativen sich von dem Lesen der Grenzboten so abgewandt haben. Zu Bismarcks Zeiten, da kam es ja vor, daß der Gewaltige ein Blatt in den Bann that, wenn es ihm nicht unbedingt Heeresfolge leistete. Recht und schön war auch da manches nicht, was Bismarck that und veranlaßte. Indessen er war der unvergleichlich große Mann, der streitbare Kämpfer, mit vielem unberechtigten Mißtrauen in der Tasche, aber immer nur auf die Größe des Volkes bedacht und doch eben auch nur ein Mensch. Da kann man manches mit in den Kauf nehmen, was einem weh thut. Aber unter den heutigen Epigonen ist ja doch das alles anders geworden, und da gilt das: Quod licuit Jovi, non licet bovi in vollem Maße.

Ich bin also damit einverstanden, wenn die Leute jetzt erfahren, daß ich für die Grenzboten schreibe.

Im August ging Boffe für einige Wochen in den Harz. Nach seiner Rückkehr schrieb er mir nach Oberstdorf im Allgäu:

4. September 1900

Seit dem Freitage sind wir aus dem Harze zurück. Es war dort herrlich, und ich habe mich dort ungemein wohl befunden. Aber merkwürdig, sofort nach der Rückkehr lag ich pardauz wieder auf der Nase. Ich bekam in der Nacht einen äußerst schmerzhaften Anfall von Gallenkolik, der mich körperlich und seelisch sehr mitgenommen hat. Physisch ist er vorüber. Ich muß mir aber sagen, daß Karlsbad doch nicht gründlich geholfen hat, und daß ich nunmehr damit rechnen muß, das Leiden zu behalten. „Die Seele ward dahingerafft, der Mensch wird schließlich mangelhaft,“ wie Wilhelm Busch sich zutreffend ausdrückt. Damit muß man sich als alter Mann abfinden. Wenn nur die Arbeitsfähigkeit nicht so arg darunter litte!

In der zweiten Hälfte des September war der Minister dann noch vierzehn Tage auf Rügen. Die nächsten Briefe aus Berlin handeln von den Memoiren, an denen er arbeitete, und von der Buchausgabe der Orientreise. Im Oktober erfolgte dann der Kanzlerwechsel, der Boffe zu einem Beitrage für die Grenzboten veranlaßte. Er schrieb:

18. Oktober 1900

Hohenlohes Entlassung und Graf Bülow's Ernennung ist ein so großer Schritt vorwärts, daß ich glauben möchte, auch die Grenzboten können daran nicht schweigend vorübergehen. Ich möchte gern einen Artikel darüber schreiben, eine kurze wohlwollende Charakteristik des alten Herrn, aber mit zuversichtlichem Ausblick in die Zukunft, als bisher möglich war. Ehe ich anfangen möchte, ich aber wissen, ob Sie so etwas haben wollen. Bis zum nächsten Heft vergehn acht Tage, in denen die Tagesblätter alles Mögliche und Unmögliches leitetartikel werden. Wenn die Grenzboten reden, so muß es ohnehin etwas mehr sein als ein Leitartikel, wie ihn die Tagespresse bringt. Wenn Sie Bedenken haben, so nehme ich es Ihnen gar nicht übel. Ich bitte nur um eine kurze, schnelle Notiz, damit ich eventuell bis spätestens Dienstag fertig werde.

Der Artikel erschien in Heft 44. In dem Briefe, der das Manuskript begleitete, schrieb der Minister:

22. Oktober 1900

Die Tage im Harz und auf Rügen waren herrlich. Ich fühle mich auch gestärkt, habe aber dort und nachher auch hier wieder einige — wenn auch erträgliche — Gallenkolikanfälle gehabt; Karlsbad hat also diesmal nicht seine volle Wirkung gethan. Ich werde die Plage nun wohl behalten. Sie ist aber überaus hinderlich, lästig und schmerzhaft.

Davon abgesehen geht es mir zur Zeit gut. Die Thoresensche Novelle „Dreimal gefunden“ war ja wunderhübsch, und ich freue mich zu Weihnachten auf ihr Buch.

Die Briefe aus den letzten Wochen des Jahres drehn sich hauptsächlich um die Memoiren, die ich stückweise zum Lesen erhielt. Unter anderm heißt es:

28. Oktober 1900

Mein Manuskript mit Lebenserinnerungen eines alten Beamten schicke ich Ihnen in diesen Tagen, natürlich unfertig, ein Ausschnitt mitten heraus. . . . Sie werden gleich mir sofort den Eindruck bekommen, daß das Manuskript, so wie es ist, zur Zeit nicht gedruckt werden kann. Dazu kommen zu viel noch lebende Personen darin vor. Je weiter ich jetzt mich der Entlassung Bismarcks nähere, desto heftiger, aber auch interessanter wird die Darstellung, und ich muß diese Dinge und auch meine Ministererinnerungen jetzt fixieren, sonst verblassen sie. Wenn ich damit fertig sein werde, dann denke ich vorn mit der Kindheit, Jugend, Gymnasial- und Universitätszeit anzufangen, und darauf freue ich mich am meisten. Inzwischen ist es ja von großem Werte für mich, von zuverlässiger und sachverständiger Seite ein ganz rückhaltloses Urtheil darüber zu erhalten, ob die Sache so, wie ich sie von 1876 an in dem Manuskript begonnen habe, litterarisch überhaupt möglich ist, und ob die Fortsetzung der Arbeit überhaupt lohnt. Bejahen Sie das, so könnten diese Dinge von meinen Söhnen nach meinem Tode herausgegeben werden, während ich einen ersten, weniger politischen Band vielleicht noch bei Lebenszeiten, so Gott will, selbst zum Druck geben könnte. Möglich auch, daß Sie einen Abschnitt finden, den man herauschneiden und einmal gewissermaßen als eine Probe in den Grenzboten abdrucken könnte.

Meine Gallengeschichte grummelt leise weiter. Schlimmer scheint es nicht geworden zu sein. Freilich habe ich sogar das Glas Moselwein zu Tisch aufgegeben und lebe jetzt wie ein Temperenzler. So gut ich dabei auskommen kann, bin ich doch zweifelhaft, ob das Ausbleiben der akuten Anfälle propter hoc oder bloß post hoc zu rechnen ist.

Außerdem gaben die Memoiren Carl Schneiders Anlaß zum Schreiben und zu einer Besprechung des Buchs, die im Januar in den Grenzboten erschien. Damit war das neue Jahr herangekommen, das dem Freunde zunächst gute Tage brachte, sodaß er die Festlichkeiten des zweihundertjährigen Jubiläums des preussischen Königstums mitmachen konnte und Frische zur Arbeit hatte. Ende Januar schreibt er:

27. Januar 1901

Ich arbeite jetzt an einem Aufsatz über den Statuenschmuck der hiesigen Siegesallee und bin ziemlich damit fertig. Man wartet hier förmlich darauf, daß dieses großartige und schöne Unternehmen des Kaisers einmal einheitlich, namentlich nach seiner künstlerischen Seite besprochen wird. Ich bin durch meine frühern amtlichen Beziehungen ziemlich genau orientiert und brauche auch bezüglich des weniger Gelungenen kein Blatt vor den Mund zu nehmen. Doch soll der Artikel anonym

erscheinen. Ich hoffe, Sie werden ihn möglichst bald in den Grenzboten bringen. Das Bedenken, ob man eine solche Besprechung auch über Berlin hinaus mit Interesse lesen werde, halte ich nicht für begründet. Die Idee des Kaisers hat doch nationale und volkserziehliche Bedeutung; und es muß doch auch weitere Kreise interessieren, über die zahlreichen beteiligten Künstler einmal ein sichtlich unbefangenes Urteil zu lesen. Wenn Sie also nicht abblafen, hoffe ich Ihnen in acht bis zehn oder vierzehn Tagen das Manuskript schicken zu können. Ich denke, daß es auf drei Nummern mit je etwa neun oder zehn Seiten verteilt werden kann.

Hoffentlich geht es Ihnen gut. Der Kaemmelsche Artikel über den Schülerlaß und das humanistische Gymnasium ist, wie alles von Kaemmel, ausgezeichnet. Rektor Muff aus Pforta hat hier neulich einen schönen Vortrag gehalten, der genau in dieselbe Kerbe schlug. Vorläufig habe ich kein Bedürfnis, zwei so großen Sachverständigen noch ein Nachwort nachzuschicken.

Der prachtvolle Artikel erschien in Heft 8 und 9. Die Briefe der nächsten Zeit besprechen lebhaft und hoffnungsvoll allerhand politische und andre Dinge. „Schnee haben wir wenig, schreibt Boffe am 13. Februar, aber viel Kälte und Eis, heute herrlichsten Rauhref, für den ich schon als alter Jäger viel übrig habe. Zu Hause friere ich zuweilen ein wenig, aber es geht mir, Gott sei Dank, gut. Hoffentlich auch Ihnen.“ Zwei Tage darauf war ich in Berlin und habe damals auch den Minister besuchen können. Es war das erste und das letzte mal, daß ich dem verehrten Manne gegenübergestanden bin und ihm in die klaren und freundlichen Augen gesehen habe. „Es ist doch ein ganz andres Miteinanderarbeiten, wenn man sich kennt,“ schrieb er mir ein paar Tage darauf. Er schickte zugleich eine Notiz für das „Schwarze Brett“ über „neue stilistische Dummheiten,“ die in Heft 10 abgedruckt wurde.

In dieser Zeit trug ich mich mit dem Gedanken, der inzwischen ausgeführt worden ist, den Preis der Grenzboten herabzusetzen, um ihnen ein größeres Wirkungsfeld zu schaffen. Der Schritt war nicht ungefährlich, ich mußte mir sagen, daß ich die Existenz des Blattes damit aufs Spiel setze, aber die Gelegenheit des bevorstehenden Eintritts in ein neues, das siebente Jahrzehnt seines Bestehens, schien mir zu günstig, einen Vorstoß zu wagen, als daß ich den Gedanken hätte aufgeben mögen. Ich teilte ihn dem Minister mit, der ihm beistimmte. In einer eingehenden Korrespondenz wurden die Chancen des Unternehmens und die möglichen und rätlichen Schritte dazu erwogen. Auch als schwere Schicksalsschläge den verehrten Freund heimsuchten, und er infolge der Gemütsbewegungen, die die traurigen Erlebnisse mit sich brachten, wieder krank wurde, hörte er nicht auf, sich mit warmem Anteil mit den Grenzboten und ihrer Zukunft zu beschäftigen und selbst für sie zu schreiben und Pläne zu machen. Noch im März hatte er mir geschrieben:

12. März 1901

Sie fragen, ob ich nicht manchmal für die Grenzboten etwas über solche politische Sachen schreiben könnte, wie ich sie neulich in meinem Briefe erwähnt habe. Ja, wenn ich bei Ihnen in Leipzig wohnte und jeden Augenblick Fühlung mit Ihnen haben könnte, dann thäte ichs mit tausend Freuden. Ich möchte doch auch nicht gerade gern daneben hauen und auch nicht einen Artikel schreiben, den Sie nachher nicht gebrauchen können. So weiß ich z. B. gar nicht, ob Sie einen scharf gegen die Sozialdemokratie gerichteten Artikel jetzt brauchen würden. Offiziös

ist man augenblicklich sehr zahm gegen die Sozialdemokratie und fährt sänftiglich mit diesem Knaben Absalom. Nach meiner Empfindung viel zu sanft. Für die Handelsverträge stimmt die Bande nachher doch nicht, und je sanfter die Offiziösen sind, desto unverschämter und gemeiner hegt der Vorwärts. . . .

Kann man nun dergleichen und die sich daraus ergebenden Konsequenzen in den Grenzboten zur Sprache bringen? Oder die Gefahren eines Paktierens mit dem Zentrum über Jesuitengesetz, Polenbehandlung und staatliche Schulaufsicht? Ich bin, wenn Sie ja sagen, sehr gern dazu bereit, obwohl ich mir, seitdem ich nicht mehr aktiv mitmache und also nicht mehr amtliche Informationen bekomme, fast wie ein Vierbankpolitiker und halber Flächling vorkomme. Auf Ihren Artikel über Humanismus und Gymnasium freue ich mich. Je toller, desto besser.

Daß A. Ph. mit der Siegesallee zufrieden ist, macht mich ganz stolz. Denn ich verstehe von diesen Dingen nur soviel, wie der gewöhnliche, gesunde Menschenverstand. Ph. aber versteht sehr viel von der Kunst, vielleicht mehr, als alle andern Kunstkritiker bei uns zusammen.

Am 26. März erhielt er die Nachricht von dem Tode einer Schwägerin, der ihn zu einer Reise nach Quedlinburg veranlaßte. Trotzdem schrieb er mir am Nachmittag vor seiner Abreise noch einen langen Brief über die Grenzbotenangelegenheit und vergaß nicht hinzuzufügen: „Ihre Laiengedanken sind ausgezeichnet.“ Ich erwähne dies nicht, weil es ein Lob für mich ausspricht, sondern der Sache wegen, und weil es mir von sehr großer Wichtigkeit erscheint, daß dieser Mann Anschauungen billigte, die ich hegte. Ich hatte in den Tagen des Kampfes um die „Gleichberechtigung“ den Aufsatz „Laiengedanken über Humanismus und humanistische Schule“ geschrieben und in den Grenzboten veröffentlicht — mit einigem Zagen, obgleich ich mich auf die Anschauungen vortrefflicher Freunde stützen konnte. Ich konnte erwarten, daß er scharfe Gegnerschaft finden, und auch auf solcher Seite, der ich zu dienen suchte, Mißverständnis und Opposition begegnen würde. Es war mir deshalb beruhigend und wohlthuend, als ich den folgenden Brief von dem Minister erhielt, der auch zeigt, wie er mitten im eignen Leid daran Anteil zu nehmen bereit war, was andre Herzen bewegte.

9. April 1901

Empfangen Sie meinen und meiner Frau herzlichen Dank für den wohlthuenden Ausdruck Ihrer Teilnahme an unsrer Trauer. Wir haben vorgestern auch noch einen kleinen, sieben Monate alten Enkel ins Grab legen müssen. So ist der Ernst des Todes mit seinen Rätseln in dieser Zeit sehr nahe an uns herangetreten. In Wirklichkeit ist er uns freilich immer nahe. Wir achten nur weniger darauf. Das mag für die Aufgaben des Lebens wohl sehr nützlich und gut sein.

Inzwischen hat die Gemütsbewegung oder die Reise mir wieder einen Anfall meines Leidens zugezogen. Jetzt ist das vorüber, aber es hindert und drückt doch.

. . . Auf Ihren Brief hin habe ich mir die Laiengedanken über Humanismus noch einmal durchgelesen. Bis auf zwei oder drei Superlative, an deren Stelle ich den stärkern Positiv gesetzt hätte, unterschreibe ich jedes Wort. Im preußischen Herrenhause hat neulich das technische, hochmütige Vanasentum . . . einen thörichterweise gegen die Juristen gerichteten Vorstoß versucht, ist aber auf der ganzen Linie abgefallen. Ich wollte, es würde mit der Gleichberechtigung für alle Fächer endlich Ernst gemacht. Glauben Sie mir, es hilft alles nichts, das Gymnasium, und zwar das wieder rechtschaffen humanistisch gewordne Gymnasium, schlägt die andern Schulen doch. Endlich wird ja doch auch die minderwertige Behandlung der höhern Lehrer durch Miquel aufhören. Ich habe als Minister für sie im Staatsministerium

gekämpft, bis es fast zur Explosion kam. Schließlich mußte ich nachgeben, weil auch die andern Minister mit ihren Ressortinteressen sich gegen die Lehrer wandten. Ich mache es mir noch heute zum Vorwurf, daß ich damals die Sache nicht bis zum Bruch getrieben habe. Miquel verweist die höhern Lehrer auf ihren Idealismus. Gut. Dann muß man sie aber nicht wie Schuhpußer behandeln. Ich bin überzeugt, jetzt wird eine Remedur in mäßigen Grenzen — mehr will ja niemand — kommen. Auch der Unfug, den wir mit dem Professortitel treiben, ist eine Krähwinkelei.

Natürlich beschäftigte auch alles seinen Geist, was auf der großen Bühne der politischen Ereignisse vor sich ging. Am 4. Mai kündigte er mir einen Artikel über die innere Lage in Preußen an. „Hoffentlich kommt er Ihnen recht. Die plötzliche Wendung kam ganz überraschend, ist aber richtig und gut.“ Das Manuskript kam mit einem außerordentlich interessanten Briefe am 7. Mai und ist in Heft 20 abgedruckt worden: „Strungen, Wirrungen, Klärungen.“ Es war der letzte Beitrag für die Grenzboten, den Boffe geschrieben hat.

Eine Stelle aus einem seiner letzten Briefe sei hier noch wiedergegeben:

13. Mai 1901

Allerdings wäre es gut, wenn auch die „Juristen“ wenigstens eine Ahnung von dem lernten, was man Staatswissenschaften nennt. Ich glaube, daß zwischen den beteiligten Ressorts des preussischen Staatsministeriums jetzt Verhandlungen darüber schweben. Diese sind natürlich durch den Ministerwechsel ins Stocken gekommen. Wenn die Sache wieder in Fluß gerät, so will ich einmal dran denken und den Grenzboten etwas schreiben, vorausgesetzt, daß ich wieder auf den Damm komme. Mir ist es in den letzten Tagen wieder schlechter ergangen. Namentlich gestern, wo ich den ganzen Tag arge Schmerzen hatte und nichts thun konnte. Heute ist es ganz anders. So wechselt es immer, ohne daß man sich ein klares Bild machen kann. Auch die Ärzte wissen nichts. Im Juni soll ich nach Karlsbad.

Über die Orthographiekonferenz im Kultusministerium habe ich nichts erfahren. So wenig Andringen an der sogenannten Puttkamerschen Orthographie wie möglich, das war schon zu meiner Zeit das Programm des Ministeriums, und das wird es wohl auch geblieben sein. Worauf es ankommt, ist, daß nun endlich einmal auch amtlich so geschrieben wird, wie die Schulen lehren. Der jetztige Zwispalt ist unerträglich.

Am 17. Mai folgt dann die Nachricht von dem schwersten Schlage, der ihn in diesem verhängnisvollen Jahre traf, von dem Tode einer geliebten Tochter. „Dieses Jahr ist für uns ein Jahr der Heimsuchung. . . Sie haben immer so viel herzliche Teilnahme für uns gehabt, daß ich Ihnen diese Nachricht nicht vorenthalten möchte. Natürlich wirkt die Gemütsbewegung auch auf meinen ohnehin angegriffnen Zustand zurück, und meine Freunde werden viel Geduld mit mir haben müssen. Darum bitte ich auch Sie.“ Am 24. Mai erhielt ich seinen letzten Brief.

Wir sind wirklich durch tiefe Wasser geführt worden. . . Wir murren darüber nicht, aber wir sind sehr traurig. — Acht Tage nach Pfingsten denke ich nach Karlsbad zu gehn. In diesen schweren Tagen war auch mein körperliches Befinden sehr gestört. Jetzt geht es wieder ein wenig besser, und ich hoffe, die Kur in Karlsbad durchführen zu können. Hoffentlich hilft sie mir wenigstens ein wenig auf.

Es sollte nicht sein. Von Karlsbad erhielt ich keine Nachricht mehr. Ende Juni war ich in Berlin und sprach in der Wohnung Bosses vor, um zu erfahren, wie es ihm gehe. Ich erhielt die Nachricht, daß er gerade heim gebracht worden sei, in schwer krankem Zustand. Am 11. Juli diktirte er noch einen Brief an mich, der immer noch Hoffnung gab. Es war „ihm dringend daran gelegen,“ daß ich endlich einmal zuverlässige Auskunft über sein Befinden erhielte, da er mir für mein freundliches Interesse sehr dankbar sei, und von allen seinen Korrespondenten ich und die Grenzboten ihm am meisten am Herzen lägen. „Natürlich sind nun alle Arbeiten, die auf den Abschluß des Memoirenwerks abzielten, auf kaum absehbare Zeit unterbrochen worden. . . . Es lag ihm daran, Sie hierüber wenigstens oberflächlich orientiert zu wissen. Für den Fall seiner Genesung, auf die wir ja hoffen dürfen, gedenkt er Ihnen demnächst einmal nähere Auskunft geben zu können. . . .“

Statt dessen kam am 31. Juli die Nachricht seines Todes. Der Brief vom 11. Juli an mich war der letzte gewesen, den er diktirt hatte.

Die Briefe Bosses, wie sie vor mir liegen, sind sämtlich, ebenso wie seine Manuskripte, vom Anfang bis zum Ende mit derselben wundervollen, großen, ruhigen und klaren Handschrift geschrieben, ein Zug wie der andre vom ersten bis zum letzten Blatt. So, wie diese Schriftzüge, ruhig, groß und klar war der Charakter des Mannes, der aus ihnen hervortritt. Auch das Leiden, das ihn quälte, mehr wohl als man ahnte, die schweren Schicksalsschläge, die ihn trafen, als sich sein Leben zum Ende neigte, konnten diese starke Seele nicht beugen; das machte der klare, große und ruhige Christenglaube, der ihn beselte. Ich habe solche Stellen seiner Briefe, aus denen sein zartestes Empfinden hervorgeht, nicht mitzuteilen gewagt, wie vieles Vertrauliche, was er mir über Personen, Verhältnisse und Geschehnisse schrieb — das verbot sich ja von selbst. Aber ich glaube, aus dem, was ich hier mitteilen durfte, und was ja nur sein Verhältnis zu den Grenzboten zeigt, geht hervor, was für ein wundervoller Mann er war, und mit welchem Schmerz ich seinen Tod beklagen mußte. Es war ein Freund; und wenn sich seine Augen geschlossen haben, das Bewußtsein, daß man einen solchen Freund gehabt hat, macht Mut zum Weitergehn. Es weist auf die Höhen des Lebens, hier und dort.

J. G.



## Ut sunt



ir hadern nicht mit dem Schöpfer. Er hat uns manches geschenkt, was uns erlaubt, unser Dasein in Freude und Friede zu verbringen. Nur eins, die Fähigkeit fanatisch zu hassen, hat er uns versagt. Das ist heutigentags, wo die Leute etwas scharf Gepfeffertes wollen, für den, der schreibt, und der es dem Leser gern recht machen möchte, ein empfindlicher Mangel. Wer äße gern Wasser-suppe, wenn sie auch noch so sorgsam bereitet ist? Nun gar erst, wenn